

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1922**

252 (28.10.1922) Die Mußestunde



„Das ist doch heller Wahnsinn!“ sagte er. „Sibt es denn noch zu wenig Bettler in Aquarien? Der Teufel marzt euch, ihr müßt gegen seine Versuchungen ankämpfen, sonst werdet ihr teuer für eure Schwäche bezahlen!“

„Die ganze Jugend der Gemeinde lachte uns aus, die alten Leute tadelten und verurteilten uns. Aber die Jugend ist starkfähig und hat von ihrem Standpunkt aus recht! Der Hochzeitsstag brach an. Wir waren inzwischen auch nicht reicher geworden und hatten keine Wohnung, wo wir in der Hochzeitsnacht schlafen würden.“

„Wir gehen ins Geld hinaus!“ sagte Ida. „Warum sollte es dort übel sein? Die Madonna erweist den Menschen überall die gleiche Güte, die Liebe ist allerorten gleich heiß, wenn die Menschen jung sind.“

„So beschlossen wir denn: die Erde soll unser Bett sein, und der Himmel würde für unsere Kleidung sorgen.“

„Doch nun beginnt eine neue Geschichte. Ich bitte um Ihre Aufmerksamkeit, meine Herren, es ist die schönste Geschichte meines langen Lebens! Am Tage vor der Hochzeit sagte der alte Giovanni, bei dem ich lange gearbeitet hatte, zu mir, er stieß die Worte zwischen den Zähnen hervor, denn er hatte eine Wette im Munde, und bemerkte so ganz nebenbei, wissen Sie — denn es handelte sich um eine Kleinigkeit:

„Hör' mal, Hugo, du könntest den alten Schafstall aussegnen und Stroh hineintragen. Wenn er auch länger als ein Jahr leer steht und trocken ist, muß man ihn dennoch gut instand setzen, wenn du mit deiner Ida dort leben willst!“

„Wir hatten also schon unser Häuschen! Ich stand fiegend bei der Arbeit, als der Tischler Corranjo in der Tür auftauchte:

„Du willst mit der Ida hier wohnen? Na, aber lebt ihr denn auch ein Bett? Wenn du fertig bist, könntest du zu mir hinüberbringen und dir eins holen. Ich hab per'ä' eins übrig.“

Als ich zu ihr ging, schrieb die böse Maria, die Sträckerin: „Diese Unglücklichen, so heiraten sie, ohne ein Leben oder ein Kissen zu haben! Du bist ja wohlfühlig, Emaugel! Schade mal deine Frau zu mir hinüber.“

Der gelähmte und von Rheumatismus und Fieber gequälte Citore Cano rief ihr von der Tür seines Häuschens zu:

„Frag ihn doch, ob er auch Wein für seine Kiste hat? O, diese Menschen; was kann es Leichtsinzigeres geben als sie!“

Auf der Wange des alten Liguire's, in einer der tiefen Falten blühte ein Tränlein auf. Er warf den Kopf zurück, lachte lautlos und den Kopf schüttelnd vor sich hin und fuhr wie ein Kind mit den Händen durch die Luft.

„O, ihr Herren!“ sagte er schwer atmend und kämpfte gegen die Tränen an: „Am Hochzeitsmorgen hatten wir alles, was wir brauchten: ein Bild der Madonna, Geschirr, Wäsche, Möbel — alles, ich schwöre es Ihnen! Ida lachte und weinte zu gleicher Zeit, und ich tat dasselbe. Alles lachte: es ist doch nicht schön, am Hochzeitsstage zu weinen, und alle Leute lachten uns aus.“

„Wissen Sie, meine Herren, es ist verzeihlich schon, wenn man von Menschen, unsere Leute“ sagen darf. Noch besser aber ist es, wenn man fühlt, daß sie zu uns gehören, daß sie uns nahe stehen, mit uns verwandt sind, daß sie unser Leben nicht als einen Scherz und unser Glück nicht als einen Spieß ansehen!“

„Das war mal eine Hochzeit! Ein wunderbarer Tag! Die ganze Gemeinde blühte auf uns, und alles kam in unsern Schafstall, der sich plötzlich, wie ein Märchen, in ein reiches Haus verwandelt hatte. Wir besaßen alles: Wein, Fleisch, Früchte, Brot, und alles ab und war lustig und vergnügt. . . Denn es gibt kein größeres Vergnügen, als den Menschen Gutes zu tun. Glauben Sie mir, es gibt nichts Schöneres und Lustigeres!“

Auch der Pfarrer war gekommen. „Seht“, sagte er mit strenger, aber gütiger Stimme, „seht, das sind Menschen, die für euch alle gearbeitet haben, und für die ihr gelohnt

habt, damit sie an diesem Tage, dem Tage ihres Lebens, froh sein dürfen. Es war eure Pflicht, so zu handeln, denn sie haben für euch gearbeitet, und die Arbeit steht höher als alles Kupfer- und Silbergeld: die Arbeit ist stets mehr wert als der Preis, den man für sie zahlt! Das Geld verfliehet, die Arbeit aber bleibt. . . Diese Menschen sind froh und bescheiden, ihr Leben war schwer und mühsam, aber sie klagten nie. Sie werden noch mehr Mühsal ertragen und doch nicht jammern, denn ihr Verdienst ihnen in ihren schweren Stunden zur Seite stehen. Sie haben gute Hände — aber ihre Herzen sind noch besser.“

„O, er hat mir und Ida und der ganzen Gemeinde viel Schönes und Gutes gesagt.“

Der Alte sah uns alle der Reihe nach mit seinem einen Auge, das jung und heiß leuchtete, triumphierend an:

„Das ist meine Erzählung von den Menschen, meine Herren. — Sie ist schön, nicht wahr?“

### Alfons Pehold

Es wäre ein Unglück Dichter großen Ausmaßes nur für eine Klasse der Gesellschaft beanspruchend zu wollen, Schicksale etwa nach seiner Vergangenheit als proletarischen, Goethe als bürgerlichen Künstler zu betrachten. Doch geht es wohl an, ihn Schöpfen aus den großen Strömungen geistiger Bewegungen zu verstehen, sie als die Propheten und Gestalten neuer Weltgefühle, neuer Einstellungen zum Dasein, in die Reihen anderer Kämpfer zu stellen. Der Sozialismus ist zur Stunde als menschliche Geistesrichtung weit über das wirtschaftliche Programm der sozialistischen Parteien hinausgewandert. Seine wichtigsten Schlachten gegen den Geist des Kapitalismus werden außerhalb der Parlamente ausgefochten. In allen Bezirken der Ausdehnungsform sind Streiter für ihn erstanden. Ihre Gemeinamkeit liegt oft nur in der neuen Art zu sehen, in einem neuen Mythos. Einige besaßen die Klarheit sich ganz bewußt Sozialisten zu nennen. Zu ihnen gehört der Dörferrichter Alfons Pehold. Er zählt aber nicht zu jenen Literaten, die heute im Sozialismus machen. Er hat die Berufsarbeit vergebener Gesellschaftsordnung am eigenen Leibe erfahren. 1882 wurde er in einem der öden Vorstadtviertel Wiens von einwanderen Deutschen geboren. Ankläger auf Anklage der Daseinsbedingungen der Eltern. Unheilbar gelähmt vererbte der lebensfähige Vater in einem jener menschenunwürdigen Stöckchenhäuser. Die Kinder durch die Schulzeit zu bringen, opferte ihre Mutter ihre Gesundheit in gereizender Arbeit. Kaum gläubliche Leiden als Wäherin und Barkefrau einer öffentlichen Bedürfnisanstalt erduldet sie. Mit 14 Jahren muß das kranke Mädchen in der Herbst verdienend helfen der Mutter, die beide Säuglinge brach, notdürftigste zu schaffen. Wenn ihr Wissen wolle, wie ein Mensch getreten und mißhandelt werden, wie er eine wahre Hölle der Qualen des Körpers und der Seele durchlaufen, wie er von Hunger und Scham zerfleht werden kann: so lest Peholds Selbstbiographie, „Das raue Leben“ (Verlag Müller). Schlicht und einfach ohne Erbitterung, geschrieben ist es ein lauter Ruf: Ich klage an! Keiner hat Recht hier zu entgegen, der das Wort nicht kennt. Einen „Neurigen Weg“ (Roman 1915) ging der junge Pehold: Metallarbeiter, Tagelöhner, Schneefachwerker, Packer, Kellner, Buchhandlungsdiener, Schiffbauarbeiter, alle Berufe, die er in der ersten Hälfte seines Lebens durchlaufen mußte, er hat sie alle durchgemacht. Die schauerliche Verwerfung der Arbeitslosigkeit kränkte sich an ihn. Das Letzte, an dem er hing, seine Mutter, stark. Ein roter Blutstrom brach eines Tages aus dem schmerzgeprehten Mund des Lungenerkrankten und warf ihn nieder. Vom Schicksal tausend anderer Weiber bedroht, wie ein Hund zu verenden, wurde er uns durch die Arbeiterfortbildungsbewegung, die ihn als erste zu Wort kommen ließen, und die Liebe helfender Menschen erhalten.

So wenig daher Pehold ein Purkinster, ein Lebensüberwinderer, ein Schönheitsarbeiter ist, so hoch steht er doch als Dichter über jenen, die nur ewig das Selbstlebens beschreiben können, die ihre Tage in der verächtlichen Erinnerung an das Vergangene dahinleben. Sein erster Gedichtband (18 größere und kleinere Sammlungen folgten von 1910 ab) heißt beziehungsweise: „Troch alledem“. Der schwächliche kranke Mensch fand diesen trostigen Ruf des „dennoch“ trotz der schweren Last der Verhältnisse; trotz des Schattens, in dem ich wandern mußte, trotz des Dornenweges: Wir glauben an die ungeborene Schönheit der Erde, wir glauben an unserer Bestimmung glücklich zu sein, wir glauben an neue Feste einer neu zu schaffenden Welt, wir haben die heißen Herzen und kalte Heberlegung, künftigen Geschlechtern Neues zu erringen, das neue Dienen:

„Ostern! Auferstanden der Geist Aus dem toten Gefäße der Dinge. Seht, wie der innere Drang gerreißt Alle menschlichen Ketten und Ringe. Alle den Stätten geträumter Gräber, Aus dem Schutt veralteter Mächte, Aus den Händen der freudigen Weber, Die uns dies herrliche Ostern gebracht, Lohnt es hinein in die Stuben der Not: Unser die Erde und unser das Brot!“

So singt nun der Dichter. Noch einmal nur. Da das Entsetzen die Erde schüttelte, da Wahnsinn die Menschheit packte, zur Zeit des Weltkrieges war es, mo er einen „Stählerne Schrei“ (Gedichte) ausließ über das Fürchtbare. Er wird stets stiller. In sprachvollendeten Versen, die doch fast immer wie Volkslieder langbar und ungeschminkt sind, will er uns die neue Liebe, die neuen Strömungen, die neue Freude des Lebens lehren. Er ist ein Rediger der neuen Rotbewegung, der Diesseitsliebe. Seine Wohnung in Rixdahl in Norditalien ist wie eines Arztes Haus, täglich kommen Genossen aus allen deutschen Ländern, oft mit den letzten Pfennigen, die sie aufbringen, und lernen bei ihm das Räden der inneren Freiheit, den neuen Mut. Er lebt bis zur Stunde von der Hand in den Mund und weiß oft nicht, wie er nur dies heute durchbringen kann; doch keiner geht unbewirkt von seiner Schwelle. Er schmühd die Helme und Waffen der Rotolierbataillone mit Weissenhimmen, er scheidet vor ihrem drohenden Marschtritt mit einer Weige und prellt ihnen auf, wenn sie müd, schlapp auf langen Märschen; wenn sie unruhig werden tröstet er sie und erzählt ihnen von Sonne, Mond und Sternen, von den Pflanzen und Tieren, von den Kindern und Ären. Pehold hat, wie alle einmal sagt, die Art, die ein großer Klang von Innen“ ist. Er ist einer der ganz Seltenen, die leben, dichten und sprechen zur unteilbaren, gegenwärtigen Einheit verschmelzen konnten. Er ist hellsehend, kann weiß, daß er die Vogelstimmen versteht, und mit dem Wasser und den Winden Zwiegespräche hält. Wenn er in unserer nächsten Tagen sprechen wird, so steht auch seine schmalen Hände an, die von der Güte einer Mutter erstrahlen. Seinen letzten Prosaband, die Briefe zweier Liebesden, nennt er „Das Rädeln Gottes“ (Verlag Müller, Leipzig 1922). Es liegt auf der Schönheit aller Kreatur, auf des Dichters eigenen Lippen. Nichts Menschliches ist ihm fremd, er spricht zu den Tieren und Vögelchen mit leiser Stimme von ihrer Befreiung, und er zeigt den Reichen ihre Armut:

„Wir essen das Brot fremder Hände, Durchstangen die Nichte Anderer Und tappen an goldenen Geländen Durchs Leben als blinde Wanderer. . . Wir schreien zu Gott aus der Tiefe Der goldenen Qual und Not: — Und es ist uns so als riefte Ein schmüßiger Bettler nach Brot.“

In Oesterreich steigt jährlich sein Ansehen. 1913 erhielt er den Bauernfeldpreis, außerdem einen Ehrengehalt der Gemeinde Wien. Der Dichter Stefan Zweig hat sich sehr für ihn eingesetzt, früher auch Stefan Großmann, der Herausgeber des „Lagebuchs“. Es gibt wohl kaum einen modernen Dichter, dessen Schöpfungen so sichtbar von Wand zu Wand vollendet werden. Er wurde in diesen Wochen 40 Jahre alt. Nun schreibt er auf der Höhe dahin. Das deutsche Volk muß ihn kennen lernen, das deutsche Proletariat. Wie in Wien soll ein Arbeiter dem anderen, ein Arbeiter dem anderen von ihm erzählen; nur denen, die Leid kennen, ist er sein Heiliger. Keiner Klage, keiner literarischen Richtung gehört er an, er hat keine Schule gegründet, mo Anhänger gelacht über ihn schreiben, ohne Aufsehen geht er seines Weges dahin. Doch wird er eines Tages wie ein Volksgefang im Munde aller sein, die in der Großstadt stehen, im Bergwerk, am Ansoh der Maschine, die im engen Büro, der Studierstube, im Schmutz der Gassen mühsig frohen Herzschlags an die bessere Zukunft glauben!

### Wolfgang Frommel

Erschienen sind von Alfons Pehold hauptsächlich: Gedichte: „Troch alledem“ 1914 Dritte Auflage; „Der ewige und die Stunde“ 1912 Bauernfeldpreis; „Der heilige Ring“ 1913 Angengrubers-Verlag; „Johanna“ 1917 2. Aufl. Angengrubers-Verlag; „Der Dornbusch“ soziale Gedichte; „Dämmerrung der Herzen“ 1917 Wagnerische Buchdruckerei Jamsbrunn; „Das neue Fest“ 1917 Angengrubers-Verlag; „Klang von Wägen“ 1918 Wägen, von G. Ambrösch Straube-Verlag; „Woll mein Volk“ 1918 4. Auflage G. Dietrichs-Verlag; „Einkehr“ 1920 G. Straube-Verlag; „Das Buch von Gott“ 1920 G. Straube-Verlag, Sammlungen aus allen Wänden sind: „In gerügelter Stunde“ Reibhüderlei vorm. Neuf u. A. A. Konstanz; „Von Morgen bis

Mittag“ 1922 Wla. — Prosa: „Mémoires eines Auges“ 2. Aufl. Angengrubers-Verlag; „Der feurige Weg“ 1918 Roman (früher von der Zensur verboten); „Sil der Wanderer“ Skizzen. W. A. d. i. s. e. B. i. s. e. r. Neuf u. A. A.; „Menschen im Schatten“ Lehrerberein Hamburg; „Der rauhe Weg“ 1920 Roman Wla.; „Der Totschläger“ 1921 Novellen; „Das Rädeln Gottes“ 1922 Erdgeistverlag; „Frühlingstage“ 1922 numerierte Ausgabe der Wla.

## Für unsere Frauen

### Vor dem Kleiderladen

Von Theodor Thomas

Das folgende kleine Erlebnis begegnete mir in Wla. Bo. einem Damenkleidergeschäft stehen Er und Sie. Beide anscheinend von der Kleinstadt nach Wla. gekommen, um Einkäufe zu besorgen.

„Hinter den Spiegelschreien lacht sie wirklich hübscher bunter Traum an. Eleganz, nach der neuesten Mode und nicht mal billig. Die Frau steht in tiefen Gedanken versunken, der Mann versucht sie weiter zu loden, aber sie weicht nicht vom Plage. Er ist sehr unruhig.

„Seht, Stoffel, das da müßt mir arg guat schteha, das mit dem grüna Auspuh!“

„Geh zua du. Ach noch, das Gschlamp. — Wannst du nur was schst!“

„I brauch aber aans; du martierst alleweil den Roblichen und ich lauf daher wie a Deansttrampel!“

„Was tuast?“

„Wi schms abent hab!“

„Du bin i hell, das glaabst sei net. Wo soll i denns Gald hernehma? Do schang her!“

„Du hast a Geld!“ — Pause. — — —

„Das Gwand paßt die überhaupts nöi. Schau dire des Glump doch amal a,“ sagt er.

„Wannst mir gfallt, solls scho a dir gfalln!“

„So lang nöi!“

„Natiirli nöi. Für mi taufts alles ni a soviel!“

Sie schnippt mir der Sand in die Luft und mendet sich halb zum Gehen. Aber — er glaubte wohl schon, die Gefahr sei für diesmal vorbei, sie machte wieder zwei Schritte rückwärts, während er schon am Nebensitzer steht und sich anderes besieht.

Die Augen, mit denen die Frau das grünbelegte Kleid betrachtet, nein aufsaugt, werde ich nicht vergessen. Wenn Wäde hemisch wirken könnten, müßten diese das Glas schmelzen, das Kleid vor lauter Begierde herausspazieren lassen, damit es der Frau um den Hals fällt. Aber nichts rührt sich; auch der Mann tut nicht begreifen. Ich möchte ihm heranziehen, möchte ihm sagen: „Oiß deiner Frau!“, so sehr wirkt dieser Blick. Ein Seufzer klang vor ihr dann: „Du Stoffel, i nimms!“

„Nimms!“ Es konnte auch heißen: „Steig mir den Wudel ruff!“ Er schaute gar nicht auf, mit dem einen Wort schneidet er alles weitere ab, glaubt er wohl!“

„Bon was denn?“ ruft sie. „Das frag i di, von mir aus kannst nit befehl!“

„Du bist gar loa Mac, du bist a Geiztragn, a elendig!“

„Geh zua, red mi gar a so delikat, i werd sonst faugtol!“

Sie gibt das Spiel aber noch nicht verloren, immer noch hängt ihr Augenpaar an dem Kleid, das todend ihre Sinne bezaubert.

Er ist schon weit weg. Sie aber steht noch da, sieht mich an, sieht hinter ihrem Eheherrs her. Ich sehe Tränen auf dem Gesicht.

„Seit zwei Jahren hab i nicht kriagt, immi machts mir der Mann so“, während sie mit dem Taschentuch über das Gesicht fährt, klagt sie es mir.

Nach diesen Worten wollte sie fort, da kommt langsam ihr Christoph wieder zurück. Heil und Sieg! Ihre Augen nehmen einen ganz anderen Glanz an, sie wird hoffnungsfreudiger, die Wäden färben sich spontan rot, wie bei einem Fieberkranken. Ich glaube gar, sie lachte heimlich. Nun ist er neben ihr.

„Du kannst einen aber schtziehen“, schimpft er, aber es ist nicht böse gemeint, sehe ich.

„Gud!“ sagte sie, „es ist doch so arg schön mit die grüne Bergierung!“

„Genge wir halt noi!“

Er gibt sich einen Ruck, sie fliegt, so verschwinden sie in dem Geschäft.

Eine halbe Stunde später kam sie mit einem Pappkarton, bei ihrem Mann eingehängt, selig wieder dafer.

Was sie jetzt redeten, hörte ich nicht. Aber seit jenem Septembernachmittag in Wla. weiß ich, die Liebe geht nicht nur durch den Wagen, sie kann auch durch ein grünbelegtes Kleid aufsteigend werden.